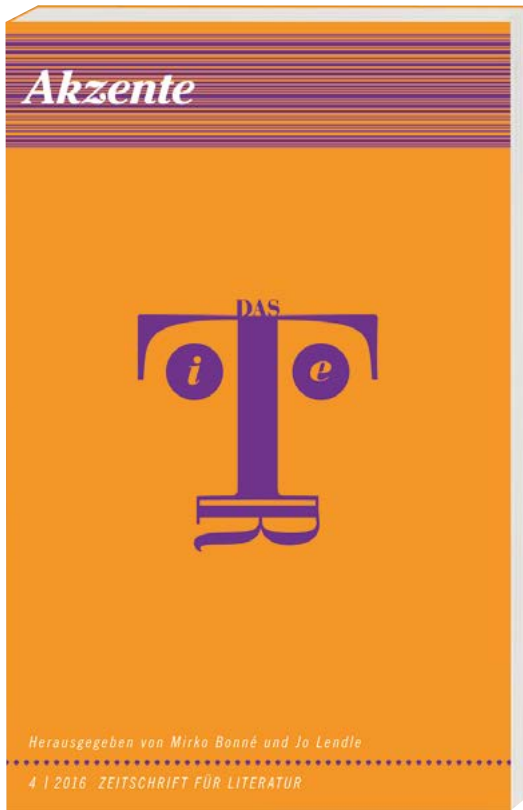


Leseprobe aus:

**Mirko Bonné / Jo Lendle**  
**Akzente Heft 3/2016: DAS TIER**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER

## Vorwort

Wundervoll muss es sein, herumzuliegen wie das Tier, im Flur, auf dem Balkon, im Gelände. Wer möchte so nicht sein. Selbstvergessen, ein pochender Teil letzter Saumseligkeit. Herrlich, wie ein dösendes Tier auf dem Bürgersteig nichts zu tun, unter Bäumen, am Rand der Ausfallstraße.

Wenn es stimmt, dass wir angekommen sind im Anthropozän, im Zeitalter des Menschen, stellt sich die Frage, wie wir dasjenige und diejenigen betrachten wollen, die man als Natur bezeichnet: Sträucher, Gras und Pilze etwa, doch ebenso Steine, unterirdische Ölmeere, Monde und ferne Planeten, alles das, was keine verständliche Sprache zu sprechen scheint und dennoch Teil ist der Welt, der Schöpfung, des Kosmos, so wie wir alle es sind. »Die einfachsten Anordnungen – Bäume, eine Reihe von Strandkabinen, ein Kirchturm, eine Bank in einem Park – scheinen eine moralische Bedeutung zu besitzen, die Mut macht und mit allem in Verbindung steht, was in meinem Dasein sinnvoll ist«, notiert John Cheever in seinem Tagebuch.

Was ist da erst von den Tieren zu sagen. Sie sind die nichtmenschliche Bevölkerung der Erde. Schon vor 200 Jahren meinte John Keats, sie garantierten zu jeder Zeit den Fortbestand der Poesie – denn die ist weit davon entfernt, allein menschlich zu sein, vielmehr sprachliches, musikalisches, bildliches Bindegewebe.

Wohin im Anthropozän mit der sogenannten Fauna? Weg mit allem, was nicht von Nutzen ist, in die Zoos damit, zumindest mit dem Teil, der noch nicht gänzlich ausgerottet ist?

Mit dieser Ausgabe der *Akzente* wollen wir uns den in jedem Sinn engsten Begleitern der Menschen widmen. Denn was ließe sich über die Welt sagen, wie wäre überhaupt ein Zusammenhang herstellbar, würde man anthropozentrisch die Tiere aus der Mitte der Aufmerksamkeit verlieren? Die hier versammelten Beiträge von Autorinnen und Autoren aus Australien, Japan, Iran, Frankreich, England, der Schweiz, Österreich und Deutschland verdeutlichen die Vielfalt der Begriffe, die wir uns von Tieren machen. Es geht um Schönheit, Angst, um Schuldgefühl und Unschuld. Es geht um einen gefiederten Mann, um Mauersegler, Schwarzmilane in Karatschi, ein Käuzchen in Friedrichshagen, um Singvögel in der Minne vor 800 und 600 Jahren, um

Esen und Wespen, um die Güte des Marabu, um Belugas, ein Dromedar, einen Blattschwanzgecko, um Mücken, Milben, einen Spitz, um die Krähen von München, Neunaugen, Hunde als Hundefutter, einen Hund als Vizekönig, es geht um eine Kuh im Schnee, ein Wiesel, ein Gürteltier, den Kater Mr. Hyde, das Fabeltier Godevan, um das Tier in unserer Mitte und den letzten Europäischen Aal.

Es geht um das Animalische an sich, das Tier in jedem. Tiere faszinieren ebenso, wie sie unheimlich sind, wir lieben sie im gleichen Maß, mit dem wir sie abscheulich finden. Ist ein Bild, ein Traum von einem Tier nicht immer Projektion? Das Tier – ein lebendiger, wilder Spiegel. Tier heißt Übersetzung, es ist das Fremde und Vertraute. Nach seiner Nähe sehnt man sich, wie man zu große Nähe zu ihm flieht. Tiere sind tagtäglich millionenfach unsere Beute und bleiben doch stets unerreichbar, der ererbte vermeintliche Feind.

Sind wir deshalb dabei, Tiere nach den eigenen Notwendigkeiten zu erschaffen? Das künstliche Tier ist kein Zukunftsprojekt mehr, seine Realisierung und Massenproduktion ist nur eine Frage der Zeit. Wohl dem Tier, das dem Tierversuch entgeht. Einmal mehr werden Tiere abgerichtet zu Vorreitern auf dem Weg zum seit Jahrhunderten erträumten und verfluchten Homunkulus. »Was man an der Natur Geheimnisvolles pries, / Das wagen wir verständig zu probiren, / Und was sie sonst organisiren ließ, / Das lassen wir krystallisiren«, lässt Goethe den Wagner im *Faust II* mit Fremdwörtern um sich werfen.

Einen auf Gattungsunterschiede setzenden zoologischen Garten in Magazinform möchten wir präsentieren, einen KommenTIERpark mit Rissen im Zaun, Zeichen für Ausbrüche. Während wir sichtigten und sammelten, stellten wir fest, dass im Grunde alle Beiträge eine Brücke zu schlagen versuchen zwischen denen, die verstehen wollen, und denen, die von jeher unverstanden bleiben und das wohl auch vorziehen. Durs Grünbeins Vers im *Biologischen Walzer* spricht daher womöglich den wirklichen Tieren aus dem Herzen: »Wenn es stimmt, daß wir schwierige Tiere sind / Sind wir schwierige Tiere weil nichts mehr stimmt.«

# CHRISTOPH PETERS

## Schwarzmilane

John, der Taxifahrer, will auf mich warten, auch wenn es eine Stunde dauert oder zwei. Es ist heiß. Auf dem Gehsteig, den kaum jemand benutzt, weil das Gehen hier nicht als sinnvolle Art der Fortbewegung gilt, liegen Knochen. Es sind kleine Knochen, trocken und grau, von Hühnern, zerhackten Lammrücken, -rippen. Sie stecken zwischen herausgebrochenen Pflastersteinen, Stofflappen, zertretenem Plastik. Man kann sie leicht übersehen. Alles ist von einer Schicht hellen Staubs überzogen. Manchmal sind schwarzgeronnene Reste von Blut, verdorrten Sehnen erkennbar. Wild aufgeschütteter Müll auch vor den äußeren Mauern des Schreins.

Am blauen Himmel Dutzende, vielleicht Hunderte dunkler Vögel, die um einander kreisen. Ich denke einen Moment, es sind Krähen, doch sie haben Greifvogelsilhouetten, größer als Bussarde mit schlankeren Schwingen, gegabeltem Schwanz – und sie bewegen sich nicht wie Krähen. Sie gleiten dahin, setzen zu flachen Sturzflügen an, überlassen sich der Thermik, gewinnen Höhe, halten Ausschau, jeder für sich.

Der Schrein ist eine Baustelle zwischen weiteren Baustellen. Er wird vollständig neu errichtet aus Stahlbeton: ein Block, darin Spitzbögen, Pfeiler, verkleidet mit Sandstein, monumental und wehrhaft.

Ich überquere den halbleeren Parkplatz. Ein Bettler ohne Unterschenkel hockt auf einer bunten Flechtmatte und beachtet mich nicht. Neben der Torsonde für die Sicherheitskontrollen stehen Männer, nachlässig uniformiert, vorzeitliche Kalaschnikows über der Schulter. Ich halte ihnen meine Kamera hin, ohne dass sie ihr Gespräch unterbrechen. Die Torsonde ist ausgeschaltet.

Nur wenige Pilger kommen heute Morgen zum Beten, eine Handvoll Frauen in vielfarbig bestickten Kurtas, zwei haben Säuglinge auf dem Arm; Derwische mit hennarot gefärbten Bärten; Männer, die frisch gebügelte Anzüge tragen, als wären sie auf dem Weg ins Büro.

Ich ziehe meine Schuhe aus, gebe sie an einem provisorischen Stand zur Verwahrung ab, steige auf durchgetretenen Teppichbahnen die Stufen des halbfertigen Aufgangs hinauf. Nackte Energiesparlampen hängen an rostigen Stahlstreben. Im grauen Relief, das die Schalbretter hinterlassen haben, offene Kabelkanäle, ein provisorischer Handlauf, knallrot gestrichen.

Ich halte inne, blicke über die Baustelle, die vierspurige Hochstraße. Dahinter öffnet sich eine ausgedehnte Rasenfläche, vielleicht ein Cricketfeld. Direkt unter mir auf dem Kapitell einer Gruppe aus vier schlanken Säulen, die von den früheren Gebäuden übrig geblieben sind, sitzt einer der Vögel, dunkelbraun wie ein Steinadler, mit gelbem Krummschnabel, gelben Klauen, die etwas festhalten – Beute. Sein Kopf senkt sich, zerrt an zähen Fasern, reißt Fetzen ab.

Das Grabmal Abdullah Shah Ghazis ist der wichtigste Heiligenschrein in Karatschi. Früher besuchten ihn auch Hindus und Christen. Vielleicht ist es immer noch so, nur dass sie sich nicht mehr zu erkennen geben.

Abdullah Shah Ghazi kam um 760 als Pferdehändler mit den ersten islamischen Eroberern in den Sindh, wandte sich dann ganz ab von Geschäften und Krieg. Er war ein Urenkel Mohammeds. Feinde lauerten ihm in einem Waldstück auf und töteten ihn. Seine Anhänger brachten ihn zurück zu der Stelle, wo er an Land gegangen war, bestatteten ihn auf dieser Hügelkuppe mit Blick über die Arabische See. Damals war hier nichts als Fels und Sand, das Wasser ungenießbar für Menschen und Tiere. Nachdem man ihn begraben hatte, brach wenige Meter entfernt eine süße Quelle auf. Es heißt, dass seine Segensmacht die Stadt noch immer vor Zyklonen und Sturmfluten schützt, dass er bei Krankheit und Unfruchtbarkeit hilft, aber nicht nur. 2010 sprengten sich zwei Taliban inmitten der Gläubigen in die Luft, töteten acht Beter und verletzten mehr als sechzig.

Am Ende der Treppe zum eigentlichen Eingang sitzt ein alter Derwisch neben einem halben Ölfass, auf dem dicke Bündel aus duftendem Räucherwerk brennen.

An ihm vorbei der Blick über die graue Fläche eines weiteren, halb fertigen oder halb abgerissenen Gebäudes. Entlang der abgebrochenen Mauer provisorisch eingegossene Eisenstangen, an denen Fahnen in ausgebleichtem Weiß, Rot und Grün flattern.

Auch hier unzählige Vögel bis zum Horizont.

Im Innern der Baustelle wacklige Gerüste, Stützkonstruktionen, Verschaltungen. Ein weiterer Aufgang, der noch mit alten, blauweißen Ornamentfliesen ausgekleidet ist. Die Wege von Frauen und Männern trennen sich kurz. Unter der Kuppel über dem eigentlichen Grabmal treffen sie wieder zusammen, die Frauen links, die Männer rechts. Ein Zahnloser stößt schrille Schreie aus. Viele Schichten bunter Tücher, Millionen Rosenblätter bedecken

den Sarkophag. Vor der hüfthohen Umfriedung aus weißem Marmor steht ein Mann, der die Tücher herunternimmt, zusammenfaltet, die karmesin-farbenen Blätter einsammelt und in eine Mülltonne wirft, während die nächsten Pilger neue Tücher ausbreiten, frische Rosen streuen.

Ich setze mich auf den nackten Betonboden im Nebenraum, schaue nirgends hin und denke an nichts. Steinstaub mischt sich in den Gestank von verrottendem Abfall. Das Donnern des Presslufthammers neben der manns-hohen Stoffbahn, die als einzige Trennwand dient, macht die Stille deutlicher, als Stille es könnte.

Es gibt vieles, für das man bitten kann, ganz gleich aus welchem Leben man kommt. So vergeht einige Zeit.

Als ich das Grabmal verlasse, haben sich zwei der Vögel auf der Dachkante des Hauptgebäudes niedergelassen, in gebührendem Abstand zu einander. Weder scheinen sie ein Paar noch verhalten sie sich wie Rivalen. Einer lässt sich in die flirrende Luft fallen, zieht einen langen Bogen über Toilettenbaracken und die Wohncontainer der Arbeiter, fliegt davon.

Ich löse meine Schuhe gegen fünf Rupien aus, gehe zurück zum Parkplatz. Drei Frauen in langen schwarzen Kleidern laufen hinter mir her, rufen mir etwas zu. Ich greife in meine Hosentasche, um ihnen Geld zu geben, wie es üblich und gut ist, wenn man einen Heiligen besucht hat. Die erste hat mich eingeholt, sie trägt lange gelbe Blütenkränze über dem Arm, redet auf mich ein, während ich meine stinkenden Geldscheine sortiere. Im nächsten Moment hat sie mir einen der Kränze über den Kopf geworfen, unfehlbar sicher wie ein Cowboy, der ein Kalb mit dem Lasso fängt. Ich will diesen Kranz nicht, nehme ihn mit einer heftigen Bewegung ab, versuche, ihn ihr zurückzugeben, doch sie geht davon aus, dass er unwiderruflich meiner ist, da er um meinen Hals lag. Sie deutet auf einen Zweihundert-Rupien-Schein – so viel will sie haben für den Segen, den mir der Blumenkranz bringt. Das ist vier oder fünf Mal so viel wie ein normales Almosen. Mit ausgestrecktem Arm, den Kranz zwischen spitzen Fingern, gehe ich auf sie zu. Meine Stimme klingt sehr wütend, ich erschrecke vor mir selbst. Sie weicht nicht zurück, im Gegenteil, macht einen Ausfallschritt, als wollte sie mich schlagen, mir die Augen auskratzen. Alle drei Frauen umringen mich jetzt, zetern, kreischen. Ich denke, sie werden mich verfluchen, und dass man nie weiß, was solche Flüche am Ende bewirken, gebe der Ersten hundert Rupien, die sie nimmt, ohne mit dem Geschrei aufzuhören. Drehe mich weg, gehe zügig weiter, den

grelle gelben Kranz in der Hand. Sie folgen mir noch ein Stück, rufen mir Sätze nach, die ich nicht verstehe, aber sie klingen bedrohlich. Dann sind sie zwischen Wellblechabsperungen und Baustellenfahrzeugen verschwunden.

Ich schaue mich um, niemand nimmt Notiz von mir, hänge den Blumenkranz in einen Busch.

John, der nicht »John« heißt, sich nur für seine ausländischen Kunden so nennt, steht unten neben seinem Wagen, poliert mit einem Tuch den zerbeulten Kotflügel.

Ich steige ein, schiebe meine Peinlichkeit und die fremden Verwünschungen weg. Er soll mich zurück zum Hotel fahren, auch wenn dort niemand auf mich wartet. Mir läuft der Schweiß in Strömen Stirn und Schläfen herunter.

Was ich am Schrein gemacht habe, will er wissen.

– Es hat mich interessiert, sage ich.

– Du bist Deutscher, sagt er.

– Ja, aber das hat nichts zu bedeuten.

Er liebt deutsches Bier, ob ich ihm welches besorgen kann.

– Schwierig, sage ich, ziehe mein Telefon aus der Hosentasche, gebe den Sperrcode ein. Es soll geschäftig aussehen.

Niemand hat eine Nachricht hinterlassen.

Ich fotografiere aus dem fahrenden Wagen, es hat keinen Sinn, zu viele Unebenheiten, Schlaglöcher, abrupte Schlenker.

Wenn ich will, kann er mir Haschisch verkaufen, sehr gute Qualität.

– Ja, sage ich, im Moment eher nicht.

Ein Esel mit orange gefärbter Mähne zieht einen Karren, auf dem sich fünf Meter lange Eisenstangen für Stahlbeton biegen.

– Das Haschisch ist wirklich gut, sagt er, er raucht es selber, besseres werde ich nicht finden.

Das Weiß seiner Augen ist blutunterlaufen, die Zähne changieren zwischen braun und schwarz. Zumindest vorn sind sie noch vollständig vorhanden.

– Ich habe früher auch viel Haschisch geraucht, sage ich, schaue hinaus, suche nach etwas, von dem ich nichts weiß, aber wenn es dort wäre, würde ich es erkennen.

Die Straße führt an hohen Mauern vorbei, dahinter liegen Besitzungen oder Sperrgebiete. Die Armee schuldet niemandem eine Erklärung. Rechterhand Ruinen unfertiger Häuser, einzelne Palmen, ein paar Ziegen mit tief herunter hängenden Ohren. Dann nichts mehr: Mitten in der Stadt dehnt

sich eine riesige Brachlandschaft aus, niedrige Büsche, Felder aus Schilf, von schmalen Deichen durchzogen. Es stinkt nach faulendem Meerwasser.

Vor und über uns jetzt wieder die Vögel, so weit das Auge reicht. Es sind unendlich viele. Aus der Ferne wirkt es, als würde eine Wolke den Himmel verdunkeln. Sie kommen von überall her, überholen uns mit kräftigen Flügelschlägen, versammeln sich um ein unsichtbares Zentrum wenige Meter über dem Boden am Rand der Sümpfe, umkreisen das Ziel, bilden ein dichtes Gewirr aus Schatten und Linien, nehmen scharfe Kurven, drehen seitlich weg, zerstreuen sich kurz.

Zwischen grell bunt bemalten Kleinlastern, Motorrädern, japanischen Limousinen schieben wir uns langsam auf den Ort zu, wo die Bewegungen zusammenlaufen.

– Was sind das für Vögel?, will ich wissen.

John nuschelt etwas. Vielleicht hat er mich nicht verstanden.

– Was hat es mit diesen Vögeln auf sich?

– Kites, sagt er.

Es ist dasselbe Wort wie für die Drachen, die verboten wurden, weil zu viele Leuten von den messerscharfen Stahlschnüren, mit denen man sie in Wettkämpfen gegeneinander lenkt, die Kehle durchgeschnitten wurde.

Unterhalb des Punktes, auf den sie zustoßen, sehe ich einen Mann stehen, eine schlanke Silhouette in weitem grauem Hemd, weißen Hosen. In der Linken hält er einen schwarzen Plastikbeutel, greift mit der Rechten hinein, holt etwas heraus, wirft es mit aller Kraft in den Himmel. Einige Vögel legen die Flügel an den Körper, beschleunigen scharf, stoßen auf etwas zu. Andere wirbeln von allen Seiten um den Kopf des Mannes herum, ziehen erst im letzten Moment wieder hoch oder vorbei. Wenn sie sich zusammentäten, könnten sie ihn töten, zerreißen. Aber keiner unternimmt einen Versuch, ihn anzugreifen. Mit jedem Wurf verschiebt sich das Ziel der Bewegungen ein Stück hierhin oder dorthin.

John dreht sich eine Zigarette, das Lenkrad zwischen die Knie geklemmt. Ich habe keine Ahnung, wie er gleichzeitig den dichten Verkehr im Blick behält, schaue auf den Tacho. Die Nadel zittert unterhalb von fünfzig km/h. Ich überlege, mich anzuschallen, lasse es bleiben.

– Und was macht der Mann?, frage ich.

– Er füttert die Vögel, sagt er.

– Einfach so?



– Er hat es versprochen.

Ihre Flugbahnen kreuzen, überschneiden sich um Haaresbreite, ein Wunder, dass sie nicht zusammenprallen.

– Warum?

– Jemand hat einen Wunsch oder ein Problem und verspricht, dass er die Vögel füttert, wenn es gelöst wird.

Der Mann trägt einen Schnauzer und eine mit winzigen Spiegeln bestickte Kappe. Einige reflektieren für Sekundenbruchteile die Sonne. Erneut wirft er etwas in die Luft, so hoch er kann. Es ist ein Fleischfetzen, der sich um sich selber dreht. Bevor er den Scheitelpunkt seiner Kurve erreichen kann und wieder zur Erde fallen würde, hat ihn einer der Vögel im Flug geschnappt, schießt entschlossen zwischen den anderen hindurch aus dem Zentrum heraus, macht sich davon, um einen sicheren Platz zum Fressen zu finden. Vielleicht gelingt es. Einige versuchen, die Verfolgung aufzunehmen, kehren nach kurzer Zeit zurück, um den nächsten Brocken nicht zu verpassen.

– Weil die Leute viele Probleme und viele Wünsche haben, gibt es immer mehr Vögel, sagt John.

– Und das funktioniert?

Er zuckt mit den Schultern, sucht in der Ablage nach dem Feuerzeug, zündet seine Zigarette an. Offenbar interessiert ihn das Thema nicht sehr.

– Muss man dafür etwas Bestimmtes beachten?, will ich wissen.

Er schaut mich fragend an, schüttelt den Kopf.

Der Mann wirft und wirft und wirft. Offenbar hat er viel Geld beim Fleischer gelassen.

– Manche gehen auch zu Abdullah Shah Ghazi und versprechen ihm etwas.

– Hast du das auch schon versucht?

– Nein.

Wir lassen den Mann, die Vögel hinter uns. Der Verkehr ist immer noch stockend.

Ich drehe mich um, sehe, dass er die leere Tüte jetzt einfach loslässt. Eine Windböe bläht sie auf, trägt sie ein Stück in die Höhe. Zwei Vögel erwischen sie im selben Moment aus entgegengesetzten Richtungen an verschiedenen Enden, flattern wild umeinander, bis ein kleines Stück abreißt. Der Unterlegene hat nur einen Fetzen im Schnabel, kaum größer als ein Zigarettenpapier, verliert die Balance, stürzt ab, landet beinahe rücklings auf dem Boden, fängt sich im letzten Moment, fliegt weg.

– Wenn das alles hier gut ausgeht, sage ich halblaut und auf Deutsch, werde ich sieben ...

Sieben ist vielleicht zu wenig.

– ... zwölf.

Es muss weh tun.

– Afghanisches Haschisch. Weich wie Wachs. Sag mir einfach, wie viel du brauchst.

– Wenn all das hier gut ausgeht, werde ich vierzig Tage lang diese Vögel mit Kalbfleisch füttern.

– Ich mache dir einen guten Preis. 400 Rupien für ein Gramm.

Ich nicke.

## Krähenhymnus

### kleiner krähenhymnus

(Englischer Garten, München)

gegenschwäne, münchhausenamseln,  
sind es die krähen im park,  
kein rokoko,  
ein rah-kra-kra,  
ein dialekt aus moskau oder riga;  
zerren an der nachgeburt  
des winds, der weißen plastiktüte,  
humpeln wie glöckner

hinter uns her, um picknickdecken,  
liebespaare und trommler,  
kinderwagen  
allerwegen,  
jede als dreizehnte fee in der nähe.  
befrackte geheimbündler,  
meister des verlorenen brötchens,  
neuschneeverleugner –

sie hocken wie beichtgeheimnisse  
hinter den parkbankgreisen,  
fordern futter,  
ihr gefieder  
glänzender als violinistenschuhe,  
lassen gänzlich ungerührt  
rote jogger vorüberhasten,  
krächzen ihr rotwelsch

einander zu, wegelagerer  
und häretikertauben,  
luftschakale;  
jedem jekyll  
von rotkehlchen und buchfink ein solcher hyde,  
unter dem baum im schatten  
hüpfend als schatten dieses schattens,  
nachtalabaster,

trippeln unter den pfauenrädern  
der rasensprenger hindurch,  
formen wolken-  
schwärme, folgen  
einander in die wipfel der kastanien,  
eben noch weiß und blühend,  
nun verkohlt, nur weil sie dort landen;  
ebenholztotems

auf den leeren biertischen im herbst,  
thronen unter menschen, doch  
ohne klagen,  
klicken, klacken  
über das blechdach des gärterschuppens hin,  
boten keiner finsternis,  
wüstlinge im porzellanladen  
einer magnolie;

unerlauchte, unerleuchtete,  
lassen die parklaternen  
zweifeln, flackern,  
sind als flaggen  
immer auf halbmast, wie hoch sie auch fliegen,  
teergefederte, mitten  
im tag jenes unabdingbare  
quentchen von schwärze.

**neunaugen**

oder lampreten, die wir im april  
an bord hoben, glitschige urzeitwesen aus ocker  
und schlamm, sodann geschmort in porree, öl  
und rotwein – man hätte ebensogut den oger,

den froschkönig essen können: älter als märchen,  
jede von ihnen ein sich windender argus,  
kieferlos, mit zähnen noch im rachen –  
so stiegen sie aus ihrem feuchten orkus

bis in die träume empor, monströse  
geschöpfe, horror meiner sommer, an den flanken  
die augen, gürtellöcher oder ösen.  
sie hingen den dorschen, den plötzen und renken

zu beiden seiten vom kopf, vom satyrmaul  
wie kalte doppelflöten, wie ein aulos  
aus fleisch, und hinterließen ihr grobes mal,  
sobald sie gesättigt waren – wie jenes am hals

von nina wriggers, deren seidenschal  
es weniger versteckte denn entfachte.  
sahen sie mehr als wir? selbst duft und schall?  
die zukunft vielleicht, gefühltes und gedachtes?

weshalb sie keine zeit verplemperten  
und fraßen? fragen über fragen, bis mitte  
juli, mitte august, wenn wir lampreten  
oder neunaugen hochholten, großmutter

am abend pfiff vom ufer, opa prompt  
ein letztes netz aus strom, aus woog oder see  
ins holzboot zog, durch seine pfeife brummte:  
so? oho. sosososo. soso.

**husky**

wie erbsen in der schote das gespannt,  
 sein japsen, belfern über fels  
 und schelf, durchs weiß gezerzt wie eisenspäne  
 vom riesigen magneten eines wals

unter dem eis. du siehst den leithund, weißt:  
 er schläft im schneesturm wie in einem korb,  
 erkennt als kompaß nord und west,  
 den weg durchs nirgendwo, im nichts den ort,

und alle, die durch seine wüsten zogen,  
 verlierer, sieger, helden oder toren,  
 sind eins vor dem polarblau dieser augen

von einem dämon oder gott.  
 an ihrem grunde sind sie eingefroren,  
 links amundsen und rechts scott.

**alla cacciatore**

es war der tag, an dem man den tyrannen  
 durch alle sieben oder zwölf kanäle  
 zur richtstatt trieb und wir gemüse kauften  
 und fleisch. die straßen in der hitze  
 wie siegelwachs, und an den wänden, auf den waren  
 die fliegen, die ihr winziges kalevala

notierten. dieser ganz in alufolie  
 gehüllte kopf, um uns, um ihm die blicke zu ersparen –  
 und fraglich, ob der metzger, als er schwitzend  
 das schlachtbeil hob im kittel oder kaftan,  
 »coniglio« rief oder nicht doch »kanaille«,  
 mit einem hieb das haupt vom rumpf zu trennen.